

Auch die Proportion der Quantität — das Gleichgewicht der Stoffmengen — ist eingehalten. Melin verliert sich nicht in ausweglose Spekulationen. In besonderer Weise aber trifft er die Qualität, das Verhältnis von Gesang und Gedanke, Erleben und Erkennen, Kunst und Wissenschaft. Und gerade diese Einheit des geistigen Lebens charakterisiert Dante.

Um sein Ziel zu erreichen, hebt der Kommentator zunächst — abgesehen von kurzen Einleitungen allgemeiner Art am Beginn der Gesänge — Worte und Redewendungen hervor, die die Dichtung tragen. Es folgen — soweit es der Text verlangt — Parallelstellen antiker und christlicher Schriftsteller im Wortlaut. Von der erstaunlichen Vielfalt der Quellen, die G. heranzieht, seien nur die Heilige Schrift, Thomas von Aquin, Aristoteles und Vergil erwähnt. Dabei erhalten wir auf gedrängtem Raum Hinweise auf die Motive und ihren Gestaltwandel. Die Worterklärung, von der G. ausgeht, wird zur Begriffserklärung. Der Begriff wird zum Bild in Beziehung gesetzt. Bauweise, Klangfarbe und Stimmung — eben das, was wir Formgesetz und Stil des Kunstwerks nennen — wird erkannt und gezeigt. Der Text hellt sich auf, weil die dahinter liegende Wirklichkeit sichtbar wird. Die wissenschaftliche und künstlerische Erklärung der Verse treffen einander im menschlichen Bezirk. Der Interpret empfindet mit dem Dichter.

Das gleiche Verfahren behält der Verf. auch bei theologischen Partien bei. Es ist hier nicht der Ort, den Kommentar auf theologische Genauigkeit hin zu untersuchen. Man könnte beispielsweise darauf hinweisen, daß es eine dogmatische Festlegung des Purgatoriums seit dem Konzil von Florenz von 1439 gibt. Tatsächlich ist der Kommentar auch im theologischen Bereich bemüht, nur die Sache sprechen zu lassen und er trägt vor allem keine weltanschauliche Polemik der Neuzeit in die Dichtung des 14. Jahrhunderts.

So ist das Werk in vieler Hinsicht beispielhaft; denn es vermittelt die Erkenntnisse einer umfassenden Wissenschaft, die Schönheit eines großen Kunstwerkes und die Arbeitsweise eines Meisters. H. Schade SJ

Romane und Erzählungen

Malègue, Jos.: Augustin. Roman. (1110 S.)

Einsiedeln 1956, Benziger. DM 24,—.

Schon rein stofflich gesehen ist der Roman bedeutungsvoll: Ein kluger Knabe aus einer landverwurzelten Kleinstadt verliert seinen aus der Familienüberlieferung stammenden Glauben in der Begegnung mit Renan und der modernen Bibelkritik und findet ihn nach Jahren wieder. Nur der erste Teil

hätte vor Jahrzehnten den Schriftsteller zur Darstellung gereizt; daß auch die Rückkehr einsichtig gemacht wird, zeigt die Weiterentwicklung des Geistes. Malègue stellt hauptsächlich dar, wie die allgemeine Haltung eines Menschen entscheidend ist für sein Ringen um die persönliche Glaubensentscheidung: Innerer Edelmuth und die Zartheit des Empfindens, das Ganz-Menschliche ermöglichen den Zugang zur Wahrheit, während eine gewisse geistige Stumpfheit trotz hoher Geistesheit den Menschen hoffnungslos in den Abfall verstrickt. Der Hauptperson, Augustin Méridier, steht der unsympathische Abbé Bourret gegenüber, der seiner Berufung untreu wird. Das könnte den Gedanken nahelegen, als ob sich aus der Naturanlage des Menschen notwendig die Entwicklung ergebe; doch ist dem nicht so. Es bleibt genügend Raum für die Entscheidung der persönlichen Freiheit. Bedenken erregt die dichterische Gestaltung: der Verfasser sucht auf intellektuellem, analytischem Weg die geistige Entwicklung verständlich zu machen. Anschaulich wird er nur in der Schilderung der aufkeimenden, späten Liebe Augustins, des Sterbens seines jungen Nefens und seiner eigenen Mutter und des langsamen Dahinsiechens an einer heimtückischen Krankheit, in der er sich vollendet. Aber auch da spricht er wohl zuviel unmittelbar aus, was besser ungesagt bliebe. Der Weg in den Glaubenszweifel, die Abkehr von Kirche und Sakrament und das Wiedergewinnen Gottes bis zur gänzlichen Hingabe an ihn, die Seelengeschichte also, wird nur mühsam durch Bilder und gedankliche Erörterung sichtbar gemacht, wird aber nicht verdichtete Gestalt. Trotzdem gehört das Buch, das erst einige zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen jetzt in der Übersetzung erscheint, zu den wertvolleren Erscheinungen der Romanliteratur.

H. Becher SJ

Roelants, Maurice: Ein Leben, das wir träumen. Roman. (187 S.) Bonn 1957, Bonner Buchgemeinde. DM 8,80.

Maria, eine ernst veranlagte Medizinstudentin, Tochter eines Arztes, lernt eine fröhliche Kollegin, Irene, kennen, die sich als Freundin ihr anschließt. Das junge Mädchen verliebt sich in einen gereiften jungen Mann, der auch auf Maria Eindruck macht. Es entwickelt sich verborgen in ihr eine tiefe Liebe, die sie verwirrt und eifersüchtig macht. Von einem Besuch im Elternhaus erwartet sie Hilfe, gerät aber durch das Erlebnis der inneren Schwierigkeiten ihrer Eltern in noch größere Not. Allerdings gibt ihr dann auch ihr Vater das Beispiel einer edlen, selbstlosen Ehrlichkeit und Überwindung. Ein Telegramm Irenes ruft sie nach Gent zurück. Deren Verlobter hat sich zurückgezogen. Willens, das Rechte

zu tun, erlebt sie nun, wie dieser erkannt hatte, eine leichtsinnige Frau passe nicht zu ihm, während Maria die berufene Gefährtin seines Lebens sei. So löst sich der Knäuel der Gefühle und Versuchungen. Die psychologische Studie ist in ihrer Art vollkommen und ruht auf der sittlichen Ordnung auf, die in Gott und der Religion gegründet ist.

H. Becher SJ

Lewis, C. S.: Jenseits des schweigenden Sterns. Ein Roman. (223 S.) Köln 1957, J. Hegner. DM 14,80.

Zwei Männer unternehmen von der Erde aus eine Fahrt nach dem Mars und zwingen einen dritten, den Erzähler, an der Reise teilzunehmen. Von dessen Erlebnissen erzählt der Roman. Der von Gott abgefallene Mensch erstrebt die Macht geistigen Besitzes (Wissen) und materiellen Reichtums (Gold) als Mittel, Herrschaft auszuüben. Die Phantasie des Dichters, in dem die Begabung der Künstler der irischen Ornamentik und die eines Jonathan Swift lebt, beschreibt Landschaft und Bewohner und stellt den Geschöpfen der Ordnung das Böse der Gottentfremdung gegenüber, das aber durch diejenigen überwunden wird, die sich im Dienst ihres Gottes wissen.

H. Becher SJ

Edquist, Dagmar: Die Pforte des Paradieses. Roman. (291 S.) Zürich 1957, Orell Füssli. DM 14,—.

In diesem schwedischen Unterhaltungsroman geht es um zwei Ehen, das Wiederfinden des Elternpaares, das sich auseinandergelebt hat, und den Kampf um die Ehegründung des Sohnes mit einer leidenschaftlichen, unglücklich geschiedenen Frau. Der Unterschied der Charaktere, die auf die menschliche Hingabe gerichtete Sehnsucht der Frau und der Berufswille des Mannes müssen zueinandergefügt werden. Zu diesem geläufigen Thema tritt als anreizender Zusatz der Umstand, daß der Sohn ein Atomforscher ist und die ganze Verantwortung des Wissenschaftlers vor dem politischen Mißbrauch seiner Entdeckungen spürt. Allerdings werden hier nur die üblichen Gedanken und Erwägungen gebracht, und auch bei ihnen ist es fraglich, ob sie in die Mitte der Seele wirken. Der eigentliche Inhalt bleibt die Ehe. Die Menschen leben in einer Welt vollendeter Diesseitigkeit, und so schrumpft das ganze Problem — es muß das klar ausgesprochen werden — auf die Frage zusammen: Wie sichere ich das körperliche Einvernehmen? Auf diesem Gebiet hat der Marxismus mit seiner Unterscheidung von Wesen und Überbau vollkommen gesiegt. Der Roman ist gewandt erzählt, wahr auch eine gewisse Zurückhaltung und trifft — leider — auch getreu wirkliche Zustände und menschliche Schicksale. Aber hat damit der Ro-

manuschriftsteller, geschweige denn ein Dichter seine Aufgabe erfüllt? Wenn auch die junge Ehe am Ende des Buches stimmungsmäßig gesichert zu sein scheint, bleiben die Gegensätze der Charaktere und der Lebensauffassung und werden keine Kräfte sichtbar, die das Aufbrechen der Verschiedenheiten für die Dauer überwinden könnten. Morgen schon kann das ganze Zusammenleben wieder in Frage gestellt sein. Also ein rein äußerliches Ende.

H. Becher SJ

Guggenheim, Kurt: Der Friede des Herzens. Roman. (268 S.) Zürich 1956, Artemis Verlag.

Mit ungewöhnlicher Erzählerkraft und Sprachkultur schreibt Guggenheim diesen Roman des zivilisatorischen Materialismus unserer Zeit, besser, einer sehr breiten Klasse unserer Zeitgenossen. Der Angestellte der Wohn- und Versicherungsgesellschaft „Res publica“ des schweizerischen Zürich kommt in der getreuen Durchführung seiner Obliegenheiten mit einer reizvollen ungarischen Emigrantin zusammen und wird unter viel Reue und Bedenken seiner Frau untreu, bis die Ungarin ihn verläßt. Er kehrt wieder in die geordneten Bahnen zurück, kommt aber in das Alter hypochondrischer Unruhe. Zugleich erschent er sich „den Frieden des Herzens“, jene magere Bescheidung, in die schließlich trotz aller Gradunterschiede auch Goethe einmündete: „Schwerer Dienste tägliche Bewahrung, sonst bedarf es keiner Offenbarung.“ Der Friede wird ihm auch, nachdem er der vom Schicksal getroffenen Ungarin noch aus wirklicher Verpflichtung heraus helfen konnte und seiner Frau den Fehltritt beichtete. Auf den letzten Seiten begegnet uns auch ein Pfarrer, der ein paar passende Worte spricht, die aber an dem ganzen Milieu nichts ändern. Es muß noch einmal auf die wirklich eindringliche Formkraft des Erzählers hingewiesen werden und auf das Menetekel, das der Roman darstellt: die erschreckende Verirrung unserer durch Pensionskassen und Rückversicherungsanstalten von den Zukunftssorgen befreiten Mitmenschen.

H. Becher SJ

Lippl, Alois Johannes: Der Umweg ins Glück. Roman. (199 S.) Freiburg 1956, Herder. DM 9,50.

Der bayrische Volksschriftsteller erzählt einfach und volkstümlich. Seine Gestalten sind herb und kraftvoll, wie es die Bauern sind; aber sie haben doch eine sehr verwundbare und zarte Seele, die leicht Seelenkonflikte heraufführt, die dann oft mit wilder Gewalt ausgetragen werden. So ist es auch mit dem kinderlosen Martin und der Regina vom Hallwangerhof, die beide, er durch eine äußere, sie durch eine innere Sünde, schuldig werden und in Unglück